

Ein grosses Mit und ein weites Für

Zum Fest Allerheiligen eine
Betrachtung von Josef Arquer

31.10.2011

Im spätherbstlichen Wald sieht das Auge kaum mehr die feurigen Farben, das Ohr vernimmt nicht mehr das sommerliche Windrauschen des Laubes. Urmutter Erde nimmt in Verwesung auf, was sie fruchtbar hervorgebracht hatte. Die Blätter fallen und dem Blick werden lange verdeckte Äste und Zweige sichtbar.

Zu dieser Zeit feiert die Kirche das Fest Allerheiligen. Ein paar Wochen nachdem wir Gott für die Früchte der Erde gedankt haben, will sie ein Erntedank für die Früchte des Himmels feiern. Die Wurzeln dieses Festes finden sich im Gedächtnis aller Märtyrer, das man im Orient schon im 4. Jahrhundert beging. Der entscheidende Schritt war aber, dass Anfang des 6. Jahrhunderts das römische Pantheon als Kirche von „Sancta Maria ad Martyres“ geweiht wurde. Zur Kaiserzeit war es der Tempel der dreitausend im Reich anerkannten Gottheiten.

Tragende Verästelungen

Die sterbenden Blätter sind seit eh und je ein Todessymbol. Und auch die Äste und nackten Zweige können das Nachdenken anregen und zu einem Zeichen werden. Es ist, als würde die Kirche rufen: Schau auf die geheimnisvollen Verästelungen,

die sich kreuz und quer vor dem Herbsthimmel zeigen und bedenke, dass ein unsichtbares Kreuz und Quer besteht, zu welchem Du als Empfangender und als Gebender gehörst.

Zu diesem selben Gewirr gehören auch jene „verherrlichten Glieder der Kirche, unsere Brüder und Schwestern, die schon zur Vollendung gelangt sind“. Sie haben das Ziel ihres Weges erreicht: die „heilige Stadt, unsere Heimat, das himmlische Jerusalem“ (Präfation vom Fest). Papst Benedikt verwies während in Deutschland mehrfach auf die Heiligen: „Die Heiligen zeigen uns zunächst, dass es möglich und gut ist, in der Beziehung zu Gott zu leben und diese Beziehung radikal zu leben, sie an die erste Stelle zu setzen, nicht irgendwo auch noch ein Eckfeld auszusparen.“

Jeder Heilige hat seine Eigenart uns vorzuleben, dass die Seligpreisungen kein abstraktes Programm und kein unerreichbares Ideal sind, sondern realisierbar – allerdings im Kampf und mit Verwundungen und Niederlagen, mit Demütigungen und Enttäuschungen, in Hoffnung und Ausdauer. Jeder und jede bezeugt die Hoffnung, die Drang aus Gnade ist: „Sucht sein Antlitz allezeit! Dein Angesicht, Herr, will ich suchen“ (Ps 105,4) – Wie? Der heilige Bernhard von Clairvaux antwortet in einer Predigt zum Hohenlied: „Nicht mit den Schritten der Füße wird Gott gesucht, sondern mit Schritten der Sehnsucht. Und das glückliche Finden vertreibt die Sehnsucht nicht, sondern steigert sie.“

Menschen aller Zeiten sind in der Kirche unsere Zeitgenossen. Ihre Gebete und ihre Taten sind geblieben: nicht in der Anonymität einer Gattung, sondern in der

Erfüllung bei Gott. Auch jetzt betet jemand für mich – bete ich für jemanden. Auch jetzt sendet mir das Leiden eines anderen Menschen Kraft zu. Der Schmerz eines Gliedes wird für den ganzen Leib fruchtbar, und der ganze Leib mitwirkt, dass die Wunde heilt.

Mit dem Weinstock verbunden

Die Verbundenheit untereinander gründet in Christus. Papst Benedikt sprach darüber in seiner Homilie im Berliner Olympiastadion. Jesus habe nicht gesagt: „Ihr seid der Weinstock“, sondern: „Ich bin der Weinstock – ihr seid die Reben“ (Joh 15,5). „Das heißt: So wie die Rebzweige mit dem Weinstock verbunden sind, so gehört ihr zu mir! Indem ihr aber zu mir gehört, gehört ihr auch zueinander. Und dieses Zueinander- und Zu-ihm-Gehören ist nicht irgendein ideales, gedachtes, symbolisches Verhältnis, sondern –

fast möchte ich sagen – ein biologisches, ein lebensvolles Zu-Jesus-Christus-Gehören. Das ist die Kirche, diese Lebensgemeinschaft mit Jesus Christus und füreinander, die durch die Taufe begründet und in der Eucharistie von Mal zu Mal vertieft und verlebendigt wird. 'Ich bin der wahre Weinstock', das heißt doch eigentlich: Ich bin ihr und ihr seid ich – eine unerhörte Identifikation des Herrn mit uns, mit seiner Kirche.“

Da klärt sich, was das heißt: „Wir, die vielen, sind ein Leib in Christus, als einzelne aber sind wir Glieder, die zueinander gehören“ (Röm 12.5). Jeder, der an Christus glaubt, sich seiner Gnade öffnet und sie in guten Werken fruchtbar werden lässt, macht sich den gemeinsamen Reichtum zu eigen und bereichert seinerseits die ganze Kirche. Denn, wieder einmal mit Worten von Papst Benedikt in Berlin: „Glaube ist immer

auch wesentlich ein Mitglauben. Niemand kann allein glauben. Wir empfangen den Glauben – so sagt uns Paulus – durch das Hören, und Hören ist ein Vorgang des Miteinanderseins, geistig und leiblich. Nur in dem großen Miteinander der Glaubenden aller Zeiten, die Christus gefunden haben, von ihm gefunden worden sind, kann ich glauben. Dass ich glauben kann, verdanke ich zunächst Gott, der sich mir zuwendet und meinen Glauben sozusagen „anzündet“. Aber ganz praktisch verdanke ich meinen Glauben meinen Mitmenschen, die vor mir geglaubt haben und mit mir glauben. Dieses große 'Mit', ohne das es keinen persönlichen Glauben geben kann, ist die Kirche.“

Ein großes Mit und ein weites Für

Zum großen „Mit“ gehört ein weites „Für“ im Austausch geistlicher Güter: Jemand braucht mein Gebet – ob er

so denkt oder nicht. Jemand verlässt sich auf meine Treue. Jemand macht mich reich durch sein Opfer: „Je mehr meine Treue wächst, desto mehr trage ich dazu bei, dass auch andere in der Treue wachsen. Wie wohltuend ist es zu spüren, dass wir uns gegenseitig stützen!“ (Josefmaria Escrivá, Spur des Sämanns 948) Die Weite des Betens „mit“ und „für“ kann das persönliche Gebet beflügeln. Wir beten füreinander, für die Anliegen des Papstes und der ganzen Kirche, für das apostolische Wirken in Missionsgebieten oder hier bei uns, für die Mächtigen und die Ohnmächtigen, für Schwestern und Brüder in jeglicher Not, für Menschen, die sich dem Glauben entfremdet haben, für alle, die Christus noch nicht kennen oder ihn gar hassen und Hass predigen.

Gleichsam als Echo auf das Fest Allerheiligen dämmert der Gedenktag Allerseelen herauf. Was

wäre der Friedhofsbesuch unter fallenden Blättern ohne den Glauben an die Auferstehung? Allenfalls ein edler und melancholischer Versuch, die „Gewesenen zu ehren, die nicht mehr sind“. Doch im Licht des Glaubens wird der Besuch am Grab zum Dank für alles, was sie uns zu ihren Lebzeiten gegeben haben. Im Himmelslicht des Glaubens greifen die fallenden Blätter als Sinnbild des Todes zu kurz, denn es fallen ja auch die Samen, die – mehr als ein Bild – Keime des Lebens sind: „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht“ (Joh 12,24).